



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 53.

Freitag, 2. März

1928.

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Nummel.

Copyright by Verlag Arcus u. Co., München 22.

An einem Februartag des Jahres 1766 trabten auf der Straße, die von Bern westwärts führt, zwei Reiter. Der zur Rechten Reitende mochte ungefähr Ende der Zwanzig stehen. Sein bartloses, bräunliches, fast süd-ländisch wirkendes Gesicht war scharf geschnitten und für seine Jugend schon stark durchgearbeitet. Red und frei trat unter dem schwarzen, vornübergestülpten Hute die Stirne heraus. Die kräftig vorspringende Nase, die von einem trohigen Zug umspielten Lippen sprachen von Wagemut und Entschlossenheit. Rässig und halbgeöffnet ruhten die schwarzen Augen, zwischen den Ohren des hochgehenden Pferdes hindurchsehend, auf der schneebedeckten, blendenden Landstraße. Nur manchmal flackerten sie, wenn sie scharfer vorwärts schauten, lebhafter auf. — Ein einfacher, grüner Reitrock schmiegte sich an die sehnigen, elastischen Glieder, die in Sattel und Bügel leicht hin- und herfederten. Einer, der schon viel auf dem Rücken der Pferde gesessen, mochte der ober jener Bauer gedacht haben, der dem Grünen vor den Toren Berns begegnet war. Wie aus einem Stück schmiegamen Stahls gehämmert, saß er auf seinem unruhig vorwärts drängenden Rappen, einem starken, mächtigen Tier.

Sein Begleiter, der ein braunes Dienerkleid trug, saß ebenfalls nicht schlecht zu Pferde. Aber er schien nicht so wie sein Herr aus Erz herausgetrieben zu sein, war runder und behäbiger in der Bewegung, weicher und voller von Gestalt. Wenn er auch nicht so sehr viel jünger als der Grüne sein mochte, hatte sein Gesicht in manchem Augenblick doch noch einen fast knabenhaften Zug. Gemächlich und wie verwundert schauten seine blauen Augen in die weiße Winterwelt hinein. An der linken Hand führte er ein verdrossen mittrabendes, schwerbeladenes Packpferd.

Die Reiter hatten den tiefverschneiten, großen Bremgartenwald längst hinter sich und ebenso das flache Land, das sich am linken Aareufer breitet. Abwärts senkte sich nun die Straße. Im Grunde trieb ein Fluß seine glasklare, grüne Welle über flachgeschliffene Kiesel dahin.

„Die Saane“, sagte der Grüne hinabdeutend.

„Scheint gar ein wildes, heißblütiges Wasserfrauenzimmer zu sein“, lachte der Braune und wies auf den aus dem Flusse steigenden, dichten, weißen Dunst. „Die Jungfer hat einen so warmen Atem, als käme sie justement aus einem siedenden Höllensee.“

Im Schritte überritten sie die mit einer Holzverkleidung als Schutz gegen Regen und Schnee völlig überwölbte Brücke.

„Zweidrittel des Weges“, rechnete der Grüne nach, „könnten bereits hinter uns liegen.“

„Hab' nichts dagegen. Wir werden bald Nacht haben.“

„Und Schnee dazu.“ Der Grüne zeigte auf die ersten herniederwirbelnden Flocken und die schwere, gelbgraue Wand im Westen. „Los denn.“ Er legte die Wade fester an die Flanke seines Pferdes und trabte wieder an. So scharf und mutig griff sein Kappe aus, daß der Schnee nach allen Seiten flog und der Braune mit dem Packpferd zurückslief. Endlich holte er den Vorsprung

wieder ein. Eng nebeneinander trabten sie in das dichte Schneetreiben hinein. Fast lautlos, kaum hörbar waren die Hufe der Pferde, nur ab und zu klapperte der Degen des Grünen oder der Hirschfänger des Braunen. Kaum mehr sichtbar war die letzte Spur des Weges, nichts als weiße, fahlflimmernde Weite lag vor ihnen. Rings kein Mensch und kein Tier. Nur in der Ferne hatte sich ab und zu das breite Dach eines Bauernhofes zum tiefen Ausblick, jeder Schall war in den Floden verjunken. Langsam begann dies unendliche Weiß, das schmerzhaft in die Augen stach, in dem stumpfen melancholischen Grau des hereindämmernden Abends unterzutauchen.

„Nicht als ob man dahin käme, wo der Wein blüht, sondern als ob man wahrhaftig ins Reich aller Reußen hineinritte“, brummte der Braune und ließ dem stolpernden Packpferd eine scharfe Aufmunterung mit der Reitgerte zuteil werden. „Wann steh' ich heute vor einer Kanne guten Landweines?“

„Da stieh, Joseph.“ Gespannt blickte der Grüne voran. Sein Begleiter schaute auf. Gelbgraue Mauern, von hohen Türmen überragt, schoben sich wuchtig aus dem Schneegeriesel hervor.

„Haben wir es schon?“ fragte mißtrauisch der Braune.

Der andere nickte. „Murten.“

„Da kämen wir gerade vor Torischluß noch glücklich hinein.“

Bei der Stadtwaage wies der Grüne seinen Paß. Der Korporal warf einen prüfenden Blick hinein, grüßte höflich und ließ sie passieren.

„Krone?“ rief der Grüne zurück. „Dort steigt man wohl am besten ab?“

„Der Herr werden zufrieden sein“, nickte der Korporal.

Sie ritten die breite Straße hinab und hielten vor einem alten, hochgiebeligen Hause, das eine große, vergoldete Krone als Schild wichtig und feierlich vor sich hinhielt. Dort kam ihnen, sein Köppchen lästend, breit und unterseht, der Wirt entgegen.

„Hat Er ein Zimmer für mich und meinen Diener, Platz in seinem Stall für drei Pferde?“

„Gewiß, und gute Zehrung dazu.“

„Glaub ich Ihm aufs Wort“, lachte der Grüne und deutete auf das Bäumlein des Wirtes. „Trag' Er uns nur so gut auf, wie Ihm scheinbar alle Tage aufgetischt wird. Ist doch keine Krone auch rühmlich im ganzen Lande bekannt.“

„Man tut sein Bestes“, schmunzelte geschmeichelt der Wirt.

Die Pferde kamen schnaubend und dampfend in den Torgang hereingeklappert.

„Der Stall, Herr Wirt?“

Dieser wies nach einer Türe in der Einfahrt und ging voran. Der Grüne nahm dem Diener den Rappen ab, zog ihn in den Stall und begann ihn abzusatteln.

Erstaunt sah der Wirt solchem Beginnen zu. „Der Herr wird doch nicht selbst...? Der Knecht wird gleich zur Stelle sein.“

„Warum nicht selbst? Als alter Reitersmann?“ Und bis der Knecht langsam und gemächlich herangeschlürft kam, war der Rappe schon fast versorgt. Mit einem Abschiedswort an seinen Diener schritt der Grüne dem Wirte in das Haus voran und stieg die Treppe empor.

„Der Herr“, schlug der Wirt vor, „wird am besten zuerst im Gastzimmer fürlieb nehmen, bis das Zimmer geheizt ist.“

„Recht so. Und legt auch gleich meinen Diener zu mir herein.“

„Den Diener beliebt Ihr?“

„Gewiß beliebt ich so. Der Einfachheit halber. Brauch mir nicht nach ihm den Hals auszuschreien. Bin's so gewohnt vom Felde her. Da ist's nicht so bequem wie in seiner Krone hier, Herr Wirt. Dort hat mein Joseph oft genug mit mir das Quartier geteilt, auf dem Stroh oder im Grünen irgendwo.“

„Wie dem Herrn beliebt“, erwiderte der Wirt, immer weiter sich wundernd und öffnete die Türe zum Gastzimmer. Es war ein behaglich getäfelter Raum, in dem ein mächtiger Kachelofen Wärme und Gemütlichkeit verbreitete. In einer Ecke saß eine Tafelrunde von einem halben Duzend Gäste, die Karten spielten und aus weißen Tonpfeifen rauchten. Die übrigen Tische standen leer.

Der Wirt deutete nach dem Tische, der vor der Ofenbank stand. „Dort wird der Herr sich zu seiner Zufriedenheit fühlen, wird sich nach Schnee und Wind bald wieder erwärmen.“

Der Ankömmling nickte und nahm Platz. Dies um so lieber, als ihn der Ofen den neugierigen Blicken der anderen Gäste verbarg.

„Wir haben heute abend“, setzte der Wirt umständlich auseinander, „Suppe, Murtenseewasser, dann Schweinsbraten und Konfitürenomelette. Sind es der Herr so zufrieden? Und als Wein würde ich einen wohlgeratenen Neuchâtelers vorschlagen. Er treibt Perlen wie bester Champagner.“

„Da hat Er ja ein ganz fürstlich Essen. Einverstanden. Laß Er mich nur nicht zu lange warten.“

„Breneli“, rief der Wirt und klatschte in seine wohlgepolsterten Hände. Aus dem nebenanliegenden Raum, wo wohl die Küche sein mochte, trat ein junges Mädchen mit einem munteren Gesicht und schweren dunkelblonden Zöpfen. Der Wirt gab ihm eilig einige Anweisungen und entfernte sich dienstfertig in die Küche. Breneli kam freundlich zu dem Fremden heran, grüßte, deckte den Tisch, trug die Suppe auf und wünschte herzlich „einen guten“. „Appetit“ hatte sich der Gast selbst dazu zu ergänzen, was dem Grünen, da er ein Sohn des Landes war, nicht weiter schwer fiel. Auch im ferneren Verlaufe des Abendessens zeigte sich das Breneli ernstlich und treu um das leibliche Wohl ihres neuen Schutzbefohlenen besorgt, versuchte zudem mit munterer Rede und harmlosen Fragen von ihm jedes Gefühl der Langeweile oder Verlassenheit fernzuhalten. Gegen Schluß der Tafel jedoch wurde sie vom Wirte verdrängt, der neben dem Ankömmling Posto faßte und mit freudigem Stolz dessen Lobreden über Speise und Trank entgegennahm. Der Fremde deutete auf einen Stuhl. „Will Er nicht Platz nehmen, Herr Wirt? Was soll Er sich die Beine in den Leib hineinstecken?“ Sehr geschmeichelt und wiederum haß erstaunt über solche Leutseligkeit eines Herrn, der mit Diener und drei Pferden angekommen, leistete der Wirt, in Verbeugungen hin- und herflutend, der Aufforderung Folge.

„Hört Er, Herr Wirt. Ich hätte mit Ihm zu reden. Er kennt gewiß Feurbrul's?“

„Schloß Feurbrul's? Wer kennt das hier nicht? Ein schönes stattliches Schloß und ein großer, weitläufiger Besitz.“

„Man sagt, der Eigentümer wolle es verkaufen.“

„So ist's. Der Herr von Héricourt denkt an Verkauf. Er sprach jüngst mit mir davon.“

„Warum? Sind die Grundstücke schlecht?“

„Ei bewahre Gott. Sie sind reichlich und gut. Aber der Herr von Héricourt — — der Wirt zur Krone dämpfte seine Stimme und sah sich um, ob kein unfugter Lauscher in der Nähe sei — „aber der Herr von

Héricourt scheinen sich auf dem altererbten Schlosse nicht mehr so ganz zu seinem Wohlbehagen zu fühlen.“

„Warum nicht? Hat er gar Langeweile?“

Der Wirt zuckte die Achseln. „Wohl nicht unmöglich. Haben doch der Herr von Héricourt lang in Versailles und bei Hofe eine Rolle gespielt. Kammerherr des Königs und was weiß ich noch. Man sagt, seine Frau sei des Hoflebens aber überdrüssig geworden. Da kledeten sie vor zwei Jahren hierher über. Und nun ist es damit auch wieder nichts. Denn der wohlgedle Herr von Héricourt wollen nach Versailles zurück. Schade, schade um den schönen Besitz.“

„Ich weiß so ungefähr“, unterbrach ihn der Fremde und dämpfte seinerseits die Stimme. „Wie ich Ihm vertraulich mitteilen möchte, denke ich daran, Feurbrul's zu kaufen. Kann Er mir sagen, ob der Besitz preiswert zur Veräußerung gestellt ist?“

„Da weiß ich nicht Bescheid, denn der Herr von Héricourt geruhten nicht, mir die Summe zu nennen. Ich denke aber, sie wird nicht gering sein.“

„Gut. Dann werde ich morgen selbst hinüberreiten und ihn befragen.“

„Euer Gnaden werden den Herrn von Héricourt nicht auf Schloß Feurbrul's antreffen, da er heute nach Freiburg gereist ist. Ich hörte es heute zufällig von einem Herrn, der ihn unterwegs getroffen. Er hat mehrere Tage dort zu tun.“ (Fortsetzung folgt.)

Alte Gassen.

Im Strom der Neustadt fühl' ich mich verlassen,
So bog ich ein in diese alten Gassen.
Verbrausend hör' ich noch den Lebensstrom.
Aus schiefen Giebeln steigt der hohe Dom,
Als Hüter dieser Gotteseinsamkeit.
Hier spürst du nichts vom heißen Hauch der Zeit.
Geranien schmücken alle Fensterbretter,
Mit Frau Gebatter spricht der Bädervetter,
Und Kinder singen fern in einem Hofe
Die altvertraute Ringelreihenstroöhe.

Ein Mühlenbach geht ruhig seinen Lauf,
Als Schirmherr steht Sanct Nepomuk darauf.
Madonnen lächeln dich aus Nischen an,
Dort löst die Flammenglut ein Florian.
Behaglich strömt der frische Leberdurst
Der Schusterwerkstatt in die linde Luft.
Kein Auto bringt die Gassen ins Gedräng.
Die alten Gassen sind der Zeit zu ena.

Das einzige, was hier die Zeit vollbracht,
Das leuchtet auf in dieser Gassen Nacht.
Wetteifernd mit dem Schimmer reiner Sterne:
Am Bürgersteig steht eine Gaslaterne
Und schaut fremdeinsam, wundernd und bewundert
In manch vergeß'nes, glückliches Jahrhundert.

F. Schröngamer-Heimdal

„Reford.“

Von Gideon Giffels.

Meine Großmutter ist eine jener modernen Damen, die zwanzig Enkelkinder haben, achtzehnjährig aussehen und ein Röckchen tragen, das 5 Zentimeter über dem Knie aufhört, ein Röckchen zu sein. Daß sie Sport treibt, Spengler liebt und mit einem fashionablen Pubikon ausgestattet ist, versteht sich von selbst.

„Was stellst du eigentlich vor“, sagte meine Großmutter zu mir. „Glaubst du, es könne einem jugendlichen Menschen meines Schlages imponieren, daß du für ein paar Zeitungen Artikel schreibst? Da irrst du dich! Ja, wenn du ein Held wärest wie George Tunney, der den großen Demosy bezwang. Aber du hast ja kaum das Fliegengewicht!“

Ich bemerkte, daß ich nicht den Ehrgeiz hätte, durch Körperkraft zu glänzen. Es liege mir viel mehr daran, dem Geist zum Siege zu verhelfen. In wenigen Monaten würde ich ein Drama beenden, das berufen sei, die Menschheit zu erschüttern. Anlässlich der Uraufführung würde es mir eine Freude sein, ihr ein Freibillet zu schenken. Triumphierend sah ich sie an.

Diese Worte machten auf meine Großmutter keinen Eindruck. „Erstens“, erwiderte sie, „ist dein Drama noch nicht fertig und wahrscheinlich wird es nie fertig werden. Und zweitens: Was ist schon ein Drama? Eine veraltete An-

gelegenheit! Ich fürchte, mit deiner Herde posierender Figuren wirst du die Menschheit nicht erschüttern, günstigenfalls wirst du sie zum Lachen bringen können. Du dürftest Erfolg im Leben haben, wenn du ein Marsprojektil erfinden würdest oder einen Staubsauger oder ein Kosmetikum zur Verbesserung des Teints. Doch dafür", setzte sie mitteilidig hinzu, "wird mein armes Sungen nicht genug Geist haben!"

Ich war wütend. Schon wollte ich die Diskussion abbrechen, als ich einen guten Einfall hatte. Ich erinnerte mich an eine zurückliegende Begebenheit, die in ihrer Art grotesk und eigenartig war. Stolz warf ich mich in die Brust. Und dann erzählte ich die Geschichte von meinem „Reford“.

„Vor langer Zeit“, begann ich meinen Bericht, „strandete ich gänzlich mittellos in Kapallo, der Perle am Golf di Tigullie in Ligurien. Mühsam ernährte ich mich, indem ich deutsche Feriengäste als Landsleute ansprach. Wechselgeschäfte vermittelte und Fremdenführer spielte.“

In dem benachbarten Rivieraort Lavagna ereilte mich das Schicksal in Gestalt meiner ersten Liebe. Noch heute schließe ich die Augen, wenn ich an Giulia denke, das Töchterchen des Wirts der Lavagnezer Trattoria della Musica. Dann steht sie greifbar nahe vor mir und blidt mich mit ihren dunklen Augen an. Und ich höre sie sagen mit ihrer melodischen Stimme: „*Mio carissimo Carlino!*“ Carlino nannte sie mich, weil so ihr früherer Verlobter hieß, den sie meinetwegen aufgegeben hatte.

Zwischen Giulia und mir entbrannte Liebe auf den ersten Blick. Am gleichen Tage noch, an dem ich die Schenke ihres Vaters in Gesellschaft eines Berliner Rivieraotrotters zum erstenmal betrat, lehrte ich nach Lavagna zurück, nachdem ich meinen Kunden pflichtschuldigst in seinem Kapallezer Grand Hotel abgeliefert hatte. Und siehe da: Giulia erwartete mich. Sie blühte mir entgegen. Und sie machte mich durch ihre Liebe glücklicher, als ich mit meinen achtzehn Jahren jemals vorher gewesen war.

Leider sah Giulias Vater unser Verhältnis nicht gern. Was wollte der arme, hergelaufene Tedesco von seiner Tochter, der reichen Erbin der Trattoria della Musica? Er verbot Giulia den Umgang mit mir. Als das nichts half, wies er mir die Tür. Schließlich hegte er den Hohn auf mich. Jetzt war die Nacht in Giulias Kammer mit Lebensgefahr verknüpft.

Wir entschlossen uns zur Flucht. Doch war Flucht nicht Wahnsinn, zumal es uns selbst an den notwendigsten Geldmitteln gebrach. Wovon sollte ich Giulia ernähren? Wie kam man rasch zu Geld? War die Roulette im Kasino zu Kapallo nicht die einzige Möglichkeit? Vor kurzem erst hatte ich einem Mathematikprofessor ein „System“ von den Fingern geguckt. Bei einem Risiko von tausend Litren mußten wir pro Abend 500 Lire machen können. Doch wo nahmen wir den Einsatz her?

In diesem Falle wußte Giulia Rat. Sie hatte herrliches schwarzes Haar, das im gelösten Zustand an ihrem zarten Leib bis zu den Füßen niederwallte. Ein spleeniger Engländer, der bei Lavagna ein Schloss bewohnte, hatte ihr häufig tausend Lire für ihr Haar geboten, das er als Attraktion seinem Saalmuseum einverleiben wollte. Giulia war bereit, auf ihre Haartrone zu verzichten. Giulia, wie war deine Gabe doch grenzenlos!

Mir standen die Tränen in den Augen, als ich die blanke Schere in der Hand hielt. Unendlich lange säagerte ich, bis ich den ersten Schnitt tat. Sie mußte mich vorher herzen und küssen, schmecken und schelten. Doch schließlich lag die letzte Welle ihres duftenden Haarmanfats zu ihren Füßen und Giulia stand vor mir als eine kleine, zierliche Garçonne im Bubikopf.

Am selben Abend erregten wir noch im Spielsaal Aufsehen. Ich gewann eine beträchtliche Summe mit Giulias Geld. Aber vielleicht war es verfehlt, daß ich mich der Roulette bediente. Ich hätte an das Sprichwort: „Glück im Spiel, Unglück in der Liebe“, denken sollen. Plötzlich nämlich tauchte der andere Carlino, Giulias verlassener Bräutigam, am Spieltisch auf. Er zog nicht etwa das Messer. Er sah Giulia nur mit seinen treuen, braunen Hundeaugen an. Da brachte sie es nicht mehr fertig, mit mir in die weite Welt hinauszumwandern.

Doch eigentlich habe ich diesen traurigen Abschlus meiner Premiere d'amour nicht erzählen wollen. Es kam mir viel mehr darauf an, festzustellen, daß ich einer Dame die Haare schnitt zu einer Zeit, als noch jeder Friseur eine solche Zumutung als Verhöhnepipelung abgelehnt hätte. Tempora mutantur. Alles Neue wird alt. Hierdurch gestatte ich mir, mich als den ersten Amateurbubikopfschneider der Welt vorzustellen.“

Das Gesicht meiner Großmutter war gerötet vor Aufregung. Die Gedanken hinter ihrer Stirn schienen fieberhaft zu arbeiten. Rudartig griff sie nach ihrer Handtasche und entnahm ihr ein kleines Buch. Es handelte sich um ein „Brevier für junge Mädchen und solche, die es werden

wollen“. Das Brevier lag in dem zierlichen Band. Dann fragte sie mich, in welchem Jahr und an welchem Tag ich Giulia von der Schmach ihrer langen Haare befreit habe.

Ich mußte eine Weile nachdenken. Ich antwortete: „15. Mai 1920, nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr.“

„Dann bist du nicht nur der erste Amateurbubikopfschneider“, sagte meine Großmutter, indem sie verzückt auf eine Stelle in ihrem Damenbrevier deutete, „du bist der Weltrefordmann überhaupt. Der erste französische Coiffeur betätigte sich erst am 21. Mai 1920, 16 Uhr 51 Minuten. Du bist ihm also um volle sechs Tage zuvorgekommen.“ Und dann ließ sie sich vor mir auf die Knie nieder und bot mir verschämt den Mund.

Nach diesem Sieg überlegte ich ernstlich, ob ich nicht doch noch umjatteln sollte. Als Weltrefordler würde ich gute Verträge bei Filmgesellschaften und Revuen bekommen. Der Radio würde verkünden, wann ich morgens aufstehe, was ich zu Mittag esse und daß ich in meinem neuen Abenddres so schön aussehe wie der Prinz von Wales. Aber dann entschloß ich mich doch — vielleicht war es purer Eigensinn — mein Drama zu Ende zu schreiben.

Der Weg zur Sonne und zum Mond

(Slowakisches Märchen.)

Von Robert Michel.

Zwei junge Menschen liebten einander sehr. Sie war wie eine Taube, er wie ein Falke. Ihn nannte man Jenik und sie Hannuschka.

Hannuschkas Vater war ein reicher Bauer. Jeniks Vater ein armer Hirte. Aber der Hannuschka war das ganz gleich: Jenik konnte arm sein wie eine Kirchenmaus, er war schön und stattlich und sie war ihm gut.

Eines Tages zog Jenik sein bestes Gewand an und ging zu dem reichen Bauer um die Hand seiner Tochter werben. Der Bauer hörte ihn ruhig an, dann sagte er: „Höre, Jenik, wenn du meine Tochter haben willst, so mußt du zuerst die Sonne fragen, warum sie nicht auch bei Nacht leuchtet und wärmt wie bei Tage, und den Mond, warum er nicht bei Tag leuchtet wie bei Nacht. Sobald du das weißt, komme zurück und dann gebe ich dir meine Tochter zur Frau und eine große Mitgift obendrein.“

Als Jenik das vernommen hatte, setzte er frühlich seinen Hut auf, nahm Abschied von Hannuschka und schlug den Weg zur Sonne ein. Er stieg über Berg und Tal, durch Felder und Wälder, viele, viele Tage, und endlich kam er zur Sonne. Sie ging gerade auf.

„Hallo“, rief er ihr zu, „warte ein wenig, ich muß dich etwas fragen.“

„Das mußt aber rasch sein, ich habe nicht viel Zeit. Ich muß noch heute um die ganze Welt herumwandern.“

Jenik beeilte sich, und als er ganz nahe vor der Sonne stand, fragte er: „Warum leuchtest du und wärmt du nicht bei Nacht ebenso wie am Tage?“

„Wenn ich bei Nacht ebenso leuchtete und wärmt wie bei Tage, müßte die Erde verbrennen“, sagte die Sonne und stieg leuchtend am Himmel empor.

Jenik winkte ihr Dank zu und ging zum Mond. „Hallo, lieber Mond, warte ein wenig, ich muß dich etwas fragen.“

„Nur rasch“, sagte der Mond und hielt ein wenig inne, „die Welt wartet schon auf mein Licht.“

„Warum, du guter Mond, leuchtest du nur bei Nacht und nicht auch am Tage?“

„Wenn ich auch bei Tag leuchten würde, könnte ich nicht den Tau bringen und die Erde würde verdorren, denn der Tau ist ihr nötig wie der Segen Gottes“, antwortete der Mond und eilte rasch fort.

Jenik hielt ihn nicht zurück. Er wußte, was er wissen wollte, und machte sich auf den Weg nach der Heimat.

Hannuschka wußte vor Freude nicht, was beginnen, als sie ihren Jenik wieder sah.

Der Vater aber freute sich weniger, denn er hatte gehofft, daß Jenik nicht mehr zurückkehren werde. Eben deshalb hatte er ihn zur Sonne geschickt, weil er meinte, er müsse in ihrer Nähe verbrennen.

Aber Jenik stand da, gesund und frühlich, und war gar weise geworden, denn er wußte, warum die Sonne nur bei Tag und der Mond nur bei Nacht leuchtete. Ja, er war ein hübscher und tüchtiger Junge, und Hannuschka wollte jetzt ebenso wenig von ihm lassen als früher.

Was sollte da der Alte tun? Er mußte sich fügen, und Jenik bekam die Hannuschka zur Frau. Man feierte eine frühliche Hochzeit. Es gab dabei so viel Grütze mit süßem Honig, daß die Pfannen überflossen, und so viel Musik, daß die Berge widerhallten.

Neue Bücher

* Kurt Pfister: „Albrecht Dürer“. Sein Leben und sein Werk. 70 Seiten. Text zweifarbig und 180 teils vielstellige Bildtafeln. (Amalthea-Verlag, Wien). Zur Dürer-400-Jahrfeier 1928 erscheint ein wohlfeiles, prächtig ausgestattetes Buch, das uns Gestalt und Werk des schon zu Lebzeiten berühmten, heute noch immer unerreichten deutschen Menschen und Künstlers, Ziel und Inhalt seiner Arbeit, Wesen und Entwicklung seiner Kunst nahebringt. Auf Grund der künstlerischen und schriftlichen Dokumente wird hier ein interessantes Bild des Lebens und Schaffens Albr. Dürers entworfen, werden die Umrisse seiner Persönlichkeit und geistigen Hinterlassenschaft in ihrer zeitlichen Bedingtheit und beispiellos dauernden Geltung gedeutet. Dieses Dürer-Buch bringt lückenlos in chronologischer Folge — oft vielstellig auf Doppeltafeln — die charakteristischen und schönsten Zeichnungen, Aquarelle, Stiche, Holzschnitte und Gemälde. Den Text umgeben in den Originalfarben sämtliche Randzeichnungen des Meisters zu Kaiser Maximilians Gebetbuch, deren Humor, Phantasie und Phantasie zum ersten Male nach der Zeit zugänglich gemacht wird. Das empfehlenswerte Buch ist nicht nur hervorragend geeignet, den Freunden der Kunst einen Weg zu Werk und Gestalt des großen Nürnberger Meisters, dessen 400. Todestag am 6. April gefeiert wird, zu bahnen, es ist nach Form und Inhalt ein bibliophiles Kunstwerk, das jedem Besitzer dauernde Freude bereiten dürfte.

* Rudolf G. Binding: „Erlebtes Leben“. (Rütten & Loening, Verlag, Frankfurt a. M.) Der durch seine Novellen, Legenden und Gedichte weitesten Kreisen bekannt gewordene Dichter, der stets Wesentliches, über den Alltag Erhebendes zu sagen weiß, erzählt hier sein Leben. Aber, so schreibt er in einem Vorwort: „Indem ich es vor mir sehe als etwas, das ich nun erst in besonderem Sinne durchschreite, will es mich bedünken, als sei es nicht mehr mein Leben, als sei es vielmehr der Bericht von meinem Leben, der Bericht von vielen Leben, die unsichtbar und unhörbar für einander alle den gleichen Weg gingen. Nicht im Einzelnen und Persönlichen natürlich, sondern im Großen und Gemeinsamen, denn eines Menschen Leben — und wäre es das größte — ist nicht loszulösen aus der Zeit, die es mit anderen teilt“. Es werden keine Erinnerungen geschworen, von denen man wehmütig fragt: Wie lange ist das her? — sondern ein gegenwärtiges wird beschworen; denn nur was als Bleibendes in ihn überging, bedeutet dem Verfasser ein Erlebnis. Es ist das Geheimnis des Dichters, daß jeder sein eigenes Leben erlebt, in der Wahrheit dieses „erlebten Lebens“, denn jeder steht einmal vor dem ersten Zweifel, dem ersten Schauer, dem ersten Triumph, der großen Liebe.

* Collin Röh: „Die erwachende Sphinx“. Durch Afrika vom Kap nach Kairo. Mit 112 Abbildungen und 12 Karten. (F. A. Brochhaus' Verlag, Leipzig.) Noch gibt es auch bei uns Leute, die von Afrika träumen als von einer romantischen Wildnis, wo sich der Europäer, von Fieber und Krankheit geschüttelt, durch unzugänglichen tropischen Urwald windet, von Schlangen, Raubtieren und den Gift-öfeln im Dickschiff verborgener Schwarzer tausendfach bedroht. Dann gibt es Leute, die von dem Wert des schwarzen Erdteils, besonders auch von dem Reichtum der Gebiete, die uns durch den Krieg entzogen wurden, nur eine sehr blasse Vorstellung haben. Und schließlich fehlen auch die nicht, die von Afrikas Bevölkerung kaum mehr wissen, als was sie gelegentlich einmal bei einer Missionspredigt über den Neger und seine primitive Gedankenwelt gehört haben. Sie alle ahnen nicht, daß Afrika aus jahrtausendealtem Schlummer erwacht ist und mit Riesenschritten sich bemüht, den Vorsprung anderer Erdteile einzuholen. Sie ahnen nicht, daß Afrikas Mineralreichtum erst am Anfang der Erschließung steht, sie ahnen nichts von den schweren Problemen, mit denen Afrika zu ringen hat, unter denen das Verhältnis des weißen Herrn zum schwarzen Arbeiter, der fast noch wie ein Sklave gehalten wird, an oberster Stelle steht. Das neue Buch von Collin Röh, der in seinem kurzeit hier im Ufa-Balast laufenden Film, seine Reise und seine Erlebnisse persönlich schildert, zeigt Afrika wie es wirklich ist. Aber auch der Kenner des Landes und jeder politisch und wirtschaftlich denkende Mensch wird das Buch mit Interesse lesen und nicht nur über die Fülle des neuen Materials erstaunt sein, sondern auch über die völlig neuen Gesichtspunkte, die der weitblickende, welterfahrene Reiseschriftsteller entwickelt.

* „Schlachten des Weltkrieges“. In Einzeldarstellungen bearbeitet und herausgegeben im Auftrag des Reichsarchivs. (Gerhard Stalling, Oldenburg i. D.). Bd. 21. „Somme Nord“ 2. Teil. Die Brennpunkte der Schlacht im Juli 1916. Bearbeiter: Albrecht v. Stosch, Oberstleutnant a. D., damals Major und Bataillonskommandeur im 8. Thüring. Infanterie-Regiment Nr. 153. — Bd. 22. „Das Marnedrama 1914“. 1. Teil. Verfasser: Major a. D. Thilo v. Bose, im September 1914 Hauptmann im Generalstab des Gardekorps. — Die Marneschlacht war ein militärisches Drama beisspielloser Art, sowohl in der Spannung der Handlung selber, als auch in seiner ungeheuerlichen Auswirkung. Der eben erschienene Band 22 „Schlachten des Weltkrieges“ behandelt in allgemeinverständlicher Weise und in unbeeinflusster von der in der bisherigen Marneliteratur vertretenen Auffassung, das große Geschehen. Das Frontkämpfer-Standardwerk des Reichsarchivs „Schlachten des Weltkrieges“ behandelt die nachhaltigen und schwerwiegenden Kämpfe des Weltkrieges wahrheitsgetreu und rückhaltlos. Das Frontkämpferleben, d. h. die kleinste Einzelheit der Kämpfe, wird herausgeholt, persönliche Erinnerungen werden ausgewertet. Die Schriftenfolge hält sich fern von der nur wenigen verständlichen, fachwissenschaftlichen Gelehrsamkeit. Bisher sind 21 Bände erschienen. Im Jahre 1928 sind sechs Neuerscheinungen beabsichtigt. Der Gesamtumfang der Schriftenfolge ist vom Reichsarchiv auf 35 Bände festgesetzt. Dieser Umfang soll nicht überschritten werden.

* Elgart Sokol: „Der Zensor“. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. (Adolf Sponer, Prag 7). Verlag und Übersetzerin, durch die Herausgabe der „Abenteuer des braven Soldaten Schweif“ von Hasek bekannt geworden, vermitteln hier die Bekanntschaft eines tschechischen Schriftstellers, der im Gegensatz zu dem derb-realistischen Hasek und Babel das romantisch-lyrische Genre pflegt und in seiner Heimat als Patrizier unter den Dichtern gilt. Die zwei Novellen, die das Buch enthält, bestätigen diese Auffassung.

* Elisabeth Villiers: „Amulette und Talismane“ und andere geheime Dinge. Bearbeitet und erweitert von A. M. Pachinger. (Drei Masken-Verlag, München). Ein Buch, das von Talismanen aus aller Herren Länder, von Wahrsagerei, von glückbringenden Amuletten handelt, von Liebes-Amuletten und Zaubermitteln, von Amuletten, die Krankheiten heilen und vor Gefahr schützen. Ein Buch, das von der Bedeutung der Muttermaße, der geheimnisvollen Kraft von Farben, Juwelen und Zahlen spricht, das sich mit Anekdoten des Altertums, mit allen Religionsgebräuchen, mit Mythologie, dem Volksmärchen und mit der Geschichte beschäftigt. Sein Inhalt dürfte in gleicher Weise die bloßen Verstandesmenschen und Ungläubigen fesseln wie alle jene, die an eine okkulte Welt und ihre Geheimnisse glauben. Hofrat Pachinger, einer der ausgezeichnetsten Forscher und Sammler auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Aberglauben hat eine große Anzahl neuer eigener Beiträge zur deutschen Ausgabe beigezeichnet, die für Volkskunde und Volksmedizin von hoher Bedeutung sind. Ihm ist auch zu danken, daß das Werk mit zahlreichen Abbildungen von Amuletten ausgestattet werden konnte.

* Das „Große Bilderbuch des Films“, herausgegeben vom „Film-Kurier“, 6. Ausgabe. (Verlag des „Film-Kurier“, Berlin W. 9). Die bekannte Tageszeitung des Films, der Berliner „Film-Kurier“ hat wieder sein großes „Bilderbuch“ herausgebracht, das für jeden Filmfreund schon seit Jahren eine beliebte Lektüre bildet. Die sechste Ausgabe wurde von Hubert Ricketta inhaltsreich zusammengestellt. Zahllose Bilder von Filmstars, Filmaufnahmen, Regisseuren usw. werden für jeden Kinobesucher eine willkommene Gabe sein. Daneben findet der ernstlich Interessierte viel Wissenswertes aus der Feder namhafter Filmfachleute und Schriftsteller, wie Colin Röh, Eugen Szatmari, Erich Walchner, Robert Kempach, Dr. Hans Feld u. a. Weitere Beiträge, Anekdoten, Bilder ergänzen das Werk.

* Fritz Müller-Partenkirchen: „Fernsicht“. Berggeschichten. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großbottel). Berggeschichten sind es, geschrieben und empfunden von einem Dichter, der in den Bergen zu Hause ist. Da gibt es Schicksalsgeschichten von erschütternder Tragik und von geheimnisvoller Tiefe, in denen die Berge Leben gewinnen und atmen und von ihren Ewigkeiten erzählen; Abenteuer sind da, Versteckene werden gerettet, in der Gletscherhöhle Versteckte hungern und leiden sich mannhaft durch bis zum Tag der Befreiung. Gemeinsam ist all diesen Geschichten die Spannung, mit der sie erzählt werden und die einfache, wortlose Güte und Menschlichkeit, die aus ihnen spricht.